

(Nachdruck verboten.)

22)

## Im Vaterhause.

Socialer Roman von Minna Kautsky.

Man hatte Lini in eine Art Vorzimmer gewiesen. Mehrere Personen, Herren und Damen standen beisammen und unterhielten sich miteinander.

Es war ein häßlicher, kahler Raum, in welchen drei Thüren mündeten, wovon die eine doublirt und mit schweren Portieren versehen war.

Ein Diener kam auf sie zu, maß sie von oben bis unten und fragte nach ihrem Begehre.

Sie nannte Reichs Namen und übergab seine Karte. Der Diener nickte ihr zu und verschwand damit hinter der Portiere. In dem Augenblick, wo man die Thür öffnete, vernahm man laute Stimmen, die erregt miteinander sprachen.

Sie wurde rasch geschlossen und weiter drang kein Laut mehr von innen heraus.

Die Anwesenden hatten genug vernommen, um zu erraten, wer drinnen war und was sich da abspielte. Sie lachten und machten ihre Glossen. „Der kämpft um den Hamlet.“ ... hieß es. „Natürlich, er hat die ältesten Rechte darauf.“ ...

In dem Augenblick trat ein bejahrter Herr mit rasiertem Gesicht aus der Doublirten.

Er sah kampfeserhigt aus, aber als er sich den Kollegen näherte, lächelte er gelassen.

Der Diener erschien wieder und winkte Lini mit dem Finger.

Es durchfuhr sie — sie raffte ihren Mut zusammen, richtete ihren Hut, befeuchtete die trocknen gewordenen Lippen und überschritt die Schwelle, all' ihre Hoffnungen mit sich nehmend.

Sie befand sich im Vorhof des Allerheiligsten, in der Sekretariatskanzlei.

Ein stark brünetter Mann, mit schwarzem Bart und dunklen Augen, deren Brauen über der Nasenwurzel dräuend zusammentrafen, saß vor dem Schreibtisch und blätterte in Papieren.

Bei ihrem Eintritt hob er den Kopf, sah sie einen Moment scharf an und blätterte weiter. Es war der damals allmächtige Theatersekretär, der eigentliche Chef der Bühne.

Ein zweiter Herr, der seinen Scheitel mit einem blonden Toupet geziert und dessen glattrasiertes Gesicht dem eines alten Weibes glich, ging, die Hände in den Taschen seines kurzen Jacketts, in der Stube auf und nieder.

Es war der Direktor.

Er setzte bei ihrem Eintritt ein Monocle auf, musterte die vor ihm Stehende aufmerksam von oben bis unten, wie man ein Pferd mustert das auf den Markt gebracht wird und fragte kalt und hochmütig:

„Was bringen Sie mir, mein Fräulein?“

Lini sah ihn ganz verduzt an. Was sollte sie ihm denn bringen?

„Ich hab' die Karten schon abgeben,“ brachte sie ganz wienerisch heraus, obwohl sie sich vorgenommen hatte, schön hochdeutsch zu sprechen.

Der Direktor lächelte geringschätzig: „Ja so — was schreibt er denn?“ wandte er sich an den Sekretär.

Dieser überreichte ihm über den Schreibtisch hinüber die Karte Reichs.

„Biel Talent — natürliche Anmut — prächtiges Mädel,“ las der Direktor, die Zeilen überfliegend. „So so — schön, schön —“ und zum Sekretär gewendet:

„Reich, sollte man meinen, müßte ein sachverständiges Urtheil —“ Und wieder wanderten seine Augen tastend über ihre Gestalt.

„Nun, wir werden sehen — werden Sie gelegentlich auftreten lassen. — Was meinen Sie?“ wandte er sich abermals an den Sekretär.

Der Befragte zog die Brauen noch mehr zusammen und murmelte etwas von Experimenten.

Der Direktor nickte, tätschelte sein falsches Toupet, steckte die Hände in die Taschen und nahm den unterbrochenen Spaziergang wieder auf. Lini hatte indes ihre Visittarte hervorgeholt und legte sie vor den Sekretär, der zur Feder gegriffen hatte, auf den Tisch.

„Meine Adresse,“ sagte sie und trat einige Schritte zurück, geduldig wartend, bis er sein Schreiben beendet hätte.

Aber der Herr schrieb weiter und weiter, ohne nur einmal aufzusehen, als wäre sie gar nicht da.

Sie sah sich nach dem Direktor um. Er hatte sich in ein Fauteuil geworfen, die Beine gekreuzt und las in einer Zeitung.

Ihr Herz schlug heftiger, aber sie rührte sich nicht, sie fühlte sich wie gelähmt.

War es denn aus? — Sollte sie gehen? — Sie hatte erwartet, daß man sie über ihren Studiengang befragen, sich von ihr werde etwas vorspielen lassen, aber so — sie in dieser Weise zu ignorieren — das war kein Benehmen — wofür hielt man sie denn?

„Herr Direktor,“ stieß sie endlich hervor, „ich bitt' —“ Dieser sah auf, höflich erstaunt, sie noch hier zu finden.

„Wünschen Sie noch etwas, mein Fräulein?“

„Ich weiß ja nichts . . . Sie sagen mir nichts . . . Lassen mich da stehen —“

Es lag Ungeduld und zugleich eine kindliche Ratlosigkeit in Ton und Blick, die etwas Drolliges hatte.

Er trat näher und nahm sie mit einem geübten Griff am Kinn.

„Was wollen Sie denn wissen, mein Kind?“

Sie blickte zu ihm empor, sie bemerkte sein Wohlwollen und lächelte ihm zu, wobei sie ihre schönen Zähne zeigte.

Alle Bangigkeit war mit einem Mal verschwunden, sie war wieder sie selbst.

„Ich möchte wissen, ob Sie sich meiner annehmen wollen, Herr Direktor — und etwas aus mir machen wollen.“

„Hübsche Augen, hübsche Figur — was?“ wendete er sich gegen den Sekretär, „kann auf der Bühne nicht übel aussehen.“

Der Sekretär meckerte böshaft.

Lini wendete ihm den Rücken, sie haßte bereits diesen Menschen.

„Liebster Herr Direktor,“ sie faltete ihre Hände, ihr Blick wurde feuriger, „lassen Sie mich doch bald auftreten — ich kann es kaum mehr erwarten — und bitte, geben Sie mir eine hübsche Rolle — ich spiele gut. — Herr Reich ist sehr zufrieden mit mir.“

„Sie scheinen es auch zu sein,“ bemerkte der Direktor sarkastisch.

„Nun, wenn man für eine Kunst so viel Lust und Liebe mitbringt wie ich, dann hat man auch Talent dafür.“ Sie hatte das irgend wo gelesen.

„So so — so —“

„Sie glauben mir nicht? Machen Sie doch den Versuch, Sie werden schon sehen.“

„Ich zweifle nicht im Geringsten, mein Fräulein,“ er war von dieser naiven Dreistigkeit immer mehr belustigt, — „und wenn Sie hübsche Toilette haben —“

„O gewiß, die werde ich haben, ich will meine ganze Gage darauf ausgeben!“

„Ihre Gage?“

„Ihre Gage —“ echote es höhnisch vom Schreibtisch her.

„Sie werden mir für den Anfang wohl keine geben wollen?“ fragte Lini kleinlaut.

Der große schlotternde Mund des Direktors legte sich in gravitatische Falten: „Ich halte keine Volontairs, mein Fräulein. Ich mache mit meinen Leuten Kontrakte und zahle Gagen. Wir müssen uns gegenseitig verpflichten. Selbst meine Solistinnen, wie Sie z. B., erhalten mindestens fünf- zwanzig Gulden im Monat. Weiters werden an meiner Bühne die Kostüme für das Kostümküchlein geliefert. Moderne Toiletten und Bauerntracht haben Sie natürlich selbst beizustellen.“

Er sagte es ebenso hochmütig als bestimmt und verabschiedete sie mit einem kurzen Nicken.

„Was ist's?“ schnauzte er den Diener an, der eben herein gekommen war. Dieser flüsterte einen Namen.

„Ah, sehr willkommen.“ Die etwas zusammengekniffene Gestalt des alten Mannes schnellte wie auf einer Drahtfeder zu ansehnlicher Höhe empor, und sein kautschukartiges Gesicht nahm einen süßlich lächelnden Ausdruck an.

Auch der Sekretär war aufgesprungen und der Tür ent-



gegengeeilt, welche der Diener bereits geöffnet hatte, um eine junge Dame eintreten zu lassen.

Es war eine auffallende Erscheinung, die in langer Schleppe herein rauschte.

Sie trug einen Pelzfragen von prachtvollem Zobel, darunter ein Kleid von dunkelgrüner schimmernder Seide, am Haupte einen Toque, mit Büscheln roter Federn umwunden.

Sie sah majestätisch, und obwohl sie nicht gerade hübsch war, sehr pikant aus.

Sie grüßte den Sekretär, der sich tief vor ihr verneigte, mit vertraulichem Nicken und hielt dem Direktor lächelnd die Hand entgegen.

„Guten Morgen!“

Er führte die Hand ehrerbietig an seine Lippen und küßte sie wiederholt.

„Verehrteste — so spät — wir haben Sie schon lange erwartet.“

„Ich habe mit dem Grafen einen Morgenritt in den Prater gemacht und dann erst Toilette. Apropos, haben Sie die Einladung des Grafen erhalten?“

Sie sprach in fremdartigen Lauten, ihre Stimme war heiser — sie stieß die Worte gurgelnd hervor.

Der Direktor verneigte sich. „Ich bin entzückt — aber bitte, treten Sie ein.“

In fast devoter Weise geleitete er sie in sein Zimmer, dessen ebenfalls wattierte Thür sich hinter ihnen schloß, Tini hatte kein Auge von dieser Erscheinung verwendet. „Das ist ja die Szontag,“ flüsterte sie ganz perplex.

„Auch so eine kleine Solistin,“ sagte der Sekretär, sich vor sie hinstellend, mit vertraulichem Blinzeln.

„Die Szontag,“ wiederholte Tini, als könne sie's nicht fassen. Sie war eine ganz unbedeutende Schauspielerin, die auf der Bühne selten mehr als einige Worte zu reden hatte, bei den Ensemble-scenen aber immer in erster Reihe stand, wo sie durch schöne Erscheinung und geschmackvolle Kostümierung auffiel.

Sie hatte einen starken ungarischen Accent und Tini hatte sich über ihre Aussprache und ihr hölzernes Spiel immer lustig gemacht. Leblos wie ein Kloy war sie ihr erschienen, wie eine, die gar nicht mitzählt, und hier wurde sie empfangen, wie eine Königin. Der Direktor küßte ihr die Hand und machte seine Buderln, während er ihr nicht einmal einen Stuhl angeboten hatte.

Der Sekretär betrachtete mit boshafter Neugier das erglühende Mädchen, dessen ausdrucksvolles Gesicht die Empfindungen des Neides, der Eifersucht und verletzter Eitelkeit deutlich wiederpiegelte.

„Unbegreiflich,“ murmelte sie.

„Aber gar nicht, mein Fräulein — sie ist bezaubernd — sie macht Figur — hatte ihren Grafen — noch ehe sie zur Bühne kam — flotter Kerl — tonangebender Kavaliere — sie wird ihren Weg machen . . . Kann Ihnen nur raten, ihr's nachzutun.“

Tini nahm eine stolze Miene an, sie dachte an die moralische Unterstützung, die der Vater ihr zugesagt.

„Was glauben Sie denn von mir? Mein Vater ist Hausbesitzer und Gemeinderat — der würde es nie erlauben —“

„Was? — daß Sie sich einen reichen Verehrer halten? — Wie konnten Sie einen solchen Vater sich aussuchen? . . . Er wird Ihnen damit keinen Dienst erweisen . . . oder will er allein ihre Toiletten bezahlen? — Das kriegt er bald satt . . . Diese von Vätern beigeestellten Toiletten kennen wir — Schauderhaft! . . . Nur nicht als Haischerl anfangen — da ist der Tod drauf . . . Oder wollen Sie's unsrer Mimi nachmachen? . . . Die dumme Person verplempert sich mit einem armen Teufel von Oberleutenant — er quittiert — sie heiratet ihn — in einem halben Jahr waren die Leutchen fertig — total ruiniert — stecken bis über die Ohren in Schulden . . . Sie ist gekündigt.“

„Aber sie spielt entzückend — sie ist eine Künstlerin.“

Er zuckte die Achseln. „Haben erst gestern ihretwegen eine Sitzung abgehalten . . . Der Antrag ihre Schulden zu übernehmen war eingebracht . . . Nicht durchgegangen . . . Können wir auch nicht — das wächst gleich wieder nach . . . Jetzt ist sie noch dazu in der Hoffnung.“

„Ah.“ Tini wurde sehr rot.

Er fixierte sie absichtlich in cinischer Weise: „Was, abgeschmact? — so etwas tut man nicht, wenn man Carriere machen will . . . Sie werden klüger sein — ich wette. — Sie sehen viel zu pfißig aus . . . Na Kindchen, wenn Sie mir

folgen wollen — ich werde Sie protegieren — ich besetze die Stühle, merken Sie sich das.“

Er ging um sie herum, betrachtete sie von oben bis unten, „Ich wüßte eine kleine nette Rolle für Sie — für ein erstes Auftreten sehr nett — wenn ich nur im Klaren wäre, ob —“ er neigte sich ihr zu und flüsterte ihr scherzhaft ins Ohr — „ob Sie auch hübsche Beine haben.“

Es z: "te ihr in den Fingern, diesen Frechling nach Gebühr zu traktieren es wäre ihr eine Wonne gewesen, aber er besetzte die Stühle, hätte sie sich's mit ihm verderben sollen, noch ehe sie zum Auftreten kam?

Nein, nein, rief es in ihr. Der Wunsch, anzukommen, war so heftig, er besiegte den Zorn.

Schon hatte sie mit schauspielerischer Gewandtheit ein reizendes Lächeln zustande gebracht und ein wenig verschämt, ein wenig schelmisch sagte sie: „Das geht Sie gar nichts an — aber auch gar nichts, mein Herr!“

„Gar nichts an,“ parodierte er. „Gut miaut, wenn Sie das so auf die Bühne bringen, wird es famos wirken. Aber Sie iren, wenn Sie glauben, daß uns das gar nichts angeht — geht uns sehr viel an. — Wir haben da z. B. ein Stück, dazu brauchen wir ein Duzend Kavalierinnen — glauben Sie, daß wir da eine hinausstellen, die kein hübsches Geßtel hat? nee, tun wir nicht —“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der neue Botanische Garten zu Dahlem.

Von Curt Grotte w i t z .

Als vor etwa acht Jahren der alte Berliner Botanische Garten wegen drückenden Platzmangels aufgegeben werden mußte und die Anlage eines neuen in Aussicht stand, da war es uns Pflanzenfreunden, die wir in ihm sozusagen jeden Baum und Strauch und jeden Winkel kannten, zu Mut, als ob uns das Haus über dem Kopfe angezündet worden wäre. Nun hörte man damals außerdem, daß das ganze Terrain des Gartens der Vauspekulation verfallen solle. Wir trauten, offen gestanden, dem preussischen Staate den Vandalismus zu, ein Jahrhundert alte, weltberühmte Kulturinstitut zu vernichten, in dem viele große Naturforscher gewirkt, in dem ein Chamisso thätig gewesen, in dem sich unerleßliche, altehrwürdige Bäume und viele seltene Pflanzensätze befinden. Nun, die Baumanlagen des alten Gartens werden ja geschont, aber recht verwahrlost sieht der arme Garten jetzt doch aus. Es war ja jedem klar, daß er viel zu klein war und den Bedürfnissen der heutigen Wissenschaft längst nicht mehr genügen konnte. Die Notwendigkeit einer Neuanlage war also unbestreitbar, aber sie war auch sehr bedauerlich. Jrgend welche andre wissenschaftliche Anlage kam hier abgebrochen und an einer neuen Stelle aufgebaut werden, ohne daß dadurch irgend ein Nachteil entstände. Allein die zahlreichen schönen großen oder altehrwürdigen Bäume eines Botanischen Gartens können nicht verpflanzt werden. Ein neuer Garten ist etwas Unfertiges, nicht nur Jahre, Jahrzehnte, wohl gar Jahrhunderte müssen vergehen, ehe er wirklich ein Garten mit Bäumen wird, die den Namen Bäume ganz verdienen. Wer also nach der neuen Anlage, nach dem Botanischen Garten in Dahlem hinausfährt, der muß sich bemüht sein, daß er eine junge Anlage vorfindet, in der alles noch niedrig und schwächlich und klein aussieht wie in den zahlreichen jungen Gärten, die sich um die neugebauten Villen der Vororte hinziehen. Auf etwas Fertiges muß er verzichten.

Allein das ist der einzige Verzicht. Wer zum erstenmale den neuen Garten sieht, der wird überwältigt sein von der Größe und Schönheit des Geländes, das sich vor ihm ausdehnt. Ist das der ebene märkische Boden, der sich exercierplatzmäßig um Berlin ausbreitet in öder Flachheit oder ist es ein Stück Hüggelland aus dem schönen Thüringen? Gewiß, die Hügel sind nicht hoch, aber das Ganze bewegt sich doch in so schöner Bodenarchitektur, daß das Gelände sofort ein hohes Interesse für den Wesfhauer erhält. Menschenhand vervollkommnete allerdings das, was die Natur darbot; aber nur weil die wellige Gliederung von Natur vorhanden war, konnte sie durch Kunst erhöht und ihre Wirkung gesteigert werden. Aber auch die Größe wird jeden sofort gefangen nehmen. Hier ist endlich einmal eine Anlage, die nicht den Fehler hat, gleich von vornherein zu klein gemacht worden zu sein. Wie heängstigt war im alten Garten alles zusammengeedrängt, eine Pflanze hochte förmlich auf der andern, Gruppen, die zusammengehörten, waren an verschiedenen Stellen, weil der ursprüngliche Platz für sie viel zu klein geworden war, unter hohen Bäumen, in dichtem Schatten verkümmerten viele schöne Pflanzen, vieles war unvollständig, weil eben der Raum zur Vollständigkeit fehlte. Da wirkt hier denn nun die Größe und Weiträumigkeit des neuen Gartens äußerst wohlthuend. Es ist ein moderner Geist, der hier herrscht, der Größe und Bedeutung der Wissenschaft gemäß, wie sie heute gepflegt wird, ge-



mäß auch der Größe der Reichshauptstadt, die andren Städten ein Vorbild geben muß. Die Größe, das fast Gigantische dieser Anlage, steht auch im Einklang zu dem Wirken des Mannes, nach dessen Ideen der Garten geschaffen wurde, dessen Direktor er ist. Professor A. Engler, einer der berühmtesten Botaniker der Gegenwart, hat durch seine gewaltigen wissenschaftlichen Schöpfungen, unter denen das Meistenwerk „Natürliche Pflanzenfamilien“ obenan steht, gezeigt, welche ungeheure Arbeitskraft, welches wissenschaftliche Organisations-talent in ihm steckt. Die Schöpfung des neuen Botanischen Gartens, obwohl eine Arbeit auf einem etwas andren Gebiete, steht doch ganz auf der Höhe dieser Leistungen eines Mannes, der bei aller Berücksichtigung des Kleinen und Kleinsten doch eine ausgesprochene Neigung für das Große und Univerfelle besitzt.

Was ist das für ein schönes, feines Stück Land, auf dem der neue Botanische Garten steht! Es ist, obwohl durch gute Verkehrsmittel mit der Hauptstadt verbunden, doch von ihr weit genug entfernt, um den Eindruck voller unberührter Natur zu machen. Die Sonne wird nicht vom Häusermeer der Großstadt gefangen gehalten, der Wind bricht sich nicht an hohen Mauern, alle Wetterphänomene kommen und wirken hier aus erster Hand. Es ist Kraft und Fülle in der Luft, die Beimengungen in der Atmosphäre Berlins, auch deren Eingeklossenheit und Trockenheit, die keine Konifere im alten Garten aufkommen ließ, haben hier ihre Wirkung verloren. Der vorherrschende Westwind, die Entfernung von den mit Fabriken besetzten Stadtteilen bringen es mit sich, daß hier die Luft rein und kraftvoll ist wie auf dem platten Lande. Der Boden des Dahlemer Bezirks ist von Natur auch besser und gehaltvoller als der gewöhnliche märkische Sandboden, er enthält lehmige Bestandteile, und so war dem Gedeihen der Anpflanzungen von vorn herein ein günstiges Horoskop zu stellen.

Die ganze Pflanzung ist jung. Gewiß, das merkt man auf Schritt und Tritt. Allein wer erst in diesem Jahre — und jetzt ist ja der Zutritt dem größeren Publikum erleichtert worden — den Garten betritt, der wird doch an vielen Stellen bereits eine recht üppige Pflanzenscenerie finden. Seit einer Reihe von Jahren ist ja die Arbeit des Anpflanzens schon im Gange, und manche Teile des Gartens machen daher schon einen etwas älteren Eindruck, ja, es fehlt nicht an einzelnen schon recht hohen Bäumen, die stellenweise die Vorstellung erwecken, als stände man einer zwanzigjährigen Anlage gegenüber. Aber selbst wo man die Jugend der Anpflanzung deutlich empfindet, ist durch die Größe, durch den für botanische Gärten ungewöhnlichen Umfang der einzelnen Pflanzengruppen und Landschaften ein immerhin imponierendes oder natürlich anmutendes Bild geschaffen worden. Es giebt allerdings noch weite, leere Rasenflächen, gewaltige Rasenflächen, die für den Zuwachs an Pflanzennmaterial berechnet sind, aber ihr freudiges Grün entschädigt doch einseitigen für den mangelnden Höhenwuchs, andererseits schaffen auch die wunderbaren, einzigen Felsenanlagen, große Teiche und Wasserläufe, Brücken, Laubengänge und stilvolle Ruheplätze und Wetterhäuser, auch abgesehen von der Pflanzenwelt, viel Abwechslung für den unterhaltungsbedürftigen Blick.

Die botanischen Gärten waren bisher meist nur ein Museum für lebende Pflanzen ohne Rücksicht auf deren natürlichen Standort. Gewöhnlich wurden sie nach einem System gruppiert und allenfalls gab es einzeln Abteilungen für landwirtschaftliche und technische Pflanzen. Erst in neuerer Zeit stellt man Pflanzengruppen zusammen, die einen gemeinsamen Wohnort haben. Im alten Berliner botanischen Garten hatte Engler zum ersten Mal in größerem Maßstabe den Versuch gemacht, wirkliche natürliche Pflanzenslandschaften nachzubilden. Die pflanzengeographische Abteilung war schon damals eine Sehenswürdigkeit, obwohl für sie nur vier Morgen Land zur Verfügung standen. Jetzt im neuen botanischen Garten umfaßt dieselbe Abteilung das Hauptterrain des ganzen Gartens und diese Raumberteilung, die der wachsenden Bedeutung der Pflanzengeographie in der Wissenschaft entspricht, drückt dem Dahlemer Garten das Gepräge auf, es ist das Neue, das Epochenmachende in der Gestaltung der botanischen Gärten. A. Engler, selbst einer der hervorragenden Pflanzengeographen, hat hier ein Werk von großer Bedeutung geschaffen, das befruchtend auf die Wissenschaft einwirken wird, mehr als irgend ein pflanzengeographisches Buch es je thun könnte. Nachdem das Auffspüren der verwandtschaftlichen Verhältnisse nach darwinistischen Grundsätzen auf einem toten Punkte angelangt ist, werden die natürlichen Vegetationsbilder des Dahlemer Gartens der Wissenschaft den Weg zeigen, auf dem noch neue Schätze zu heben sind.

Außer der pflanzengeographischen Abteilung enthält der Garten ein sehr umfangreiches Arboretum und eine entsprechende schematische Abteilung. Die letztere enthält die Pflanzen nach ihren natürlichen Verwandtschaftsverhältnissen. Von jeder Familie sind die Gattungen und Arten hier untergebracht, die besonders charakteristisch oder für die Aufstellung verwandtschaftlicher Gruppen von Bedeutung sind. Hier kann keine Vollständigkeit herrschen, und sie braucht es auch nicht, weil unter den zahlreichen Gewächsen ja nur die typischen vorgeführt werden sollen, um so eine bessere Uebersicht über die Zusammenhänge der einzelnen Pflanzenfamilien zu gewinnen. Anders steht es mit dem Arboretum. Auch das ist zwar eine Zusammenstellung von Pflanzen nach ihren Verwandtschaftsverhältnissen. Aber hier handelt es sich um Bäume und Sträucher, und da diese einmal, soweit ihr Aufbau im Freien bei uns überhaupt möglich ist, eine nicht gar zu übermäßig große Artenzahl aufweisen, dann aber sorgfältig, gartenarchitektonisch und

landschaftlich ein besonderes Interesse beanspruchen, so ist dem Arboretum bisher immer ein sehr großer Raum angewiesen worden. Das ist auch in dem Dahlemer Garten der Fall. Den Kenner wird die große Vollständigkeit dieser Sammlung aus höchste befriedigen, das Arboretum des Dahlemer Gartens wird sich dadurch würdig den großen Gehölzansammlungen von L. Späth-Middorf, Dr. Dieck-Höfchen, den Muskauer Baumschulen, den Anlagen von Herrenhausen und Wilhelmshöhe zur Seite stellen oder manche von ihnen gar übertreffen. Nur die große Jugendlichkeit der Bäume bedeutet ein bedauerliches Manko, das leider erst nach langer Zeit verschwinden wird. Immerhin wird auch jetzt mancher mit Interesse zum Beispiel die mannigfachen Blattformen der zahlreichen Eichenarten, die Pracht der Obstgewächse, die schönen Clematis-Arten an dem großen Laubengange betrachten.

(Schluß folgt.)

## Kleines feuilleton.

en. Einige Ziffern über die Entwicklung Japans. Die Bevölkerung Japans vermehrt sich jährlich um 400 000 Seelen. Die Einkünfte des Staates haben sich in 20 Jahren verdreifacht. Die Schuld des Reiches belastet das Volk mit etwa 25 Mrd. pro Kopf. Für das Militär hat Japan ausgegeben von 1888 bis 1896 372 Millionen, in der Zeit von 1896 bis 1903 1 Milliarde und 520 Millionen Mark. Der Tonnagehalt der Segelflotte hat sich in 11 Jahren sechsfach, der Außenhandel in 12 Jahren verdreifacht. Die japanische Landwirtschaft erstreckt sich heute auf 18 Millionen Hektar des Bodens und liefert Werte im Betrage von fast 2 Milliarden. In Wäldern besitzt Japan eine Fläche von 1 600 000 Hektar. Aus seinen Kohlenlagern zieht es jährlich etwa 8 Millionen Tonnen. Die Länge der Schienenwege hat sich in 13 Jahren verdreifacht und jetzt 10 000 Kilometer überschritten; die Zahl der Eisenbahnwagen ist von 130 im Jahre 1870 auf 21 000 im Jahre 1900 gestiegen. Die Zahl der metallurgischen Werkstätten betrug 1880 erst 20 und jetzt 3200, die der darin beschäftigten Arbeiter damals 3200, heute 380 000; die der Fabriken ist von 24 auf 7000 gestiegen. In Baumwollspinnereien besaß Japan 1893 erst 40, im Jahre 1901 schon 81, sie stellten 1893 für 24 und 1901 für 75 Millionen Mark Waren her. Dementsprechend bezog Japan im ersten Jahre für 32, im letzteren für über 160 Millionen Mark Rohbaumwolle aus dem Auslande. Trotz der Steigerung des heutigen Kohlenbergbaues wurden 1901 rund 19 Millionen Tonnen Kohle eingeführt gegen etwa 3 1/2 Millionen im Jahre 1893. Im gleichen Jahrzehnt ist die Eiseneinfuhr um 160 Proz. gestiegen, die Kupfer- und Petroleum-einfuhr beide um mehr als die Hälfte. Die Zahlen des Budgets sind in unerhörtem Grade gewachsen; die Steuern, die sich 1893 auf noch nicht 240 Millionen Mark beliefen, haben im Jahre 1903 die Summe von 470 Millionen Mark überschritten. Die Grundsteuer stieg von 25 auf 112 Millionen, die indirekten Steuern von 24 auf 110, die Zollabgaben von 10 auf 34 Millionen. In Japan sind jetzt 2500 Banken beschäftigt, die ein Kapital von insgesamt 640 Millionen Mark darstellen. Der Bedarf an dem Nationalgetränk Sake, dem Reisbranntwein, wurde 1893 auf 34 und 1903 auf 133 Millionen Mark beziffert. Von den hauptsächlichsten Kunden Japans kauft England jetzt für 105 und verkauft für 250 Millionen Mark, die Vereinigten Staaten für 100 und verkaufen für 80 Millionen Mark; Deutschland kauft für 38 und verkauft für 50 Millionen, Frankreich kauft für 40 und verkauft für 20 Millionen Mark. —

gc. Biegenjagd im Kasladengebirge (Britisch-Kolumbia). Die von der Küste des Stillen Ozeans bis zum Felsengebirge sich erstreckende, zu Kanada gehörige Provinz Britisch-Kolumbia ist zur Zeit ein noch wenig erschlossenes Gebiet, aber an Naturschönheiten reich, wie kaum ein andrer Teil Nordamerikas. Das haben die englischen „Globetrotters“, die reichen, müßigen Weltfahrer und die reichen Sportleute bereits ausgesunden, und sie beginnen sich in jenen entlegenen, großartigen Wildnissen zu tummeln. Gensensjagden in der Schweiz und Tirol sind heutzutage nur noch ein Vergnügen für Fürsten, aber die viel gefährlichere und aufregendere Wildjagd im Kasladengebirge kann jeder Verehrer des „edlen Wildwerks“ genießen, der das Geld dazu hat und dem es nicht an der körperlichen Eignung gebricht. Denn um im wilden Kasladengebirge dem Jagdport zu frönen, muß man auch ein abgeklärter, ausdauernder Bergsteiger sein. Niemals unternimmt ein einzelner das Wagnis, sondern stets in Begleitung von indianischen Führern und Trägern. Der Hauptreiz der Jagd liegt in dem Durchstreifen des wilden Gebirges, in der Ueberwindung der Schwierigkeiten und Gefahren, welche die pfadlose Felswildnis an der Grenze des ewigen Schnees dem Sportsmann bietet, denn die Biegen im Kasladengebirge, langhaarige Tiere von weißer Farbe, können sich an Gewandtheit und Klugheit nicht im entferntesten mit unsren Gemsen messen. Sie erwarten Schutz weniger von der Schnelligkeit ihrer Füße und der Schärfe ihrer Sinne, als der Farbe ihres Pelzkleides, das sich allerdings von der Farbe ihrer Umgebung sehr wenig abhebt. Ihre Fährte ist verhältnismäßig leicht zu verfolgen, da sie überall an Felseden und Sträuchern kleine Wollfäden hängen lassen. Endlich bewegen sie sich ziemlich langsam, mehr Schafen als Ziegen ähnlich, und so bermag ein kräftiger, schwindelstiller Bergsteiger sich bald an sie heranzupirschen, um sie mit einem Schuß aus seiner



Müchse zu erlegen. Freilich muß er die erbeuteten Felle mit Mühfalten aller Art bezahlen, tagelang in Fels und Schnee, in Sonnenbrand und Kälte herumsteigen und unterm leichten Zelt oder in indianischen Hütten schlafen, aber das erhöht natürlich den Reiz des Unternehmens. —

ie. Geruchsmessungen. Der Chemiker Berthelot hat der Pariser Akademie der Wissenschaften die Ergebnisse von Versuchen mitgeteilt, die in mehr als einer Beziehung höchst merkwürdig sind. Sie hatten den Zweck, zu ermitteln, inwiefern ein starkriechender Stoff durch seine Ausdünstungen, auf denen die Verbreitung des betreffenden Geruches beruht, an Gewicht verliert. Es läßt sich begreifen, daß die dazu nötigen Messungen von äußerster Feinheit gewesen sein müssen, und das ist auch der Grund, weshalb sie bisher nicht gelungen waren. Berthelot hat beispielsweise festgestellt, daß ein Gramm Jodoform in einer Stunde den billkonsten Teil eines Gramms verliert. Auf das Jahr berechnet würde dieser Betrag 8760 billionstel Gramm ergeben oder noch etwas weniger als den 100. Teil eines Milligramms. Es würden also etwa 100 Jahre vergehen müssen, ehe jenes Gramm Jodoform durch die dauernde Ausdünstung des wegen seiner Schärfe berüchtigten Geruchs ein Milligramm an Gewicht eingebüßt hätte. Diese erstaunlichen Ziffern werden noch übertriften durch die Angaben, die Berthelot über den Moschus macht, denn dessen Gewichtsverlust ist noch viel geringer, etwa tausendmal schwächer, so daß er freilich mit einiger Genauigkeit gar nicht mehr festzustellen ist. Uebrigens giebt das neue Verfahren von Berthelot die Möglichkeit, selbst ganz geringe Verunreinigungen solcher stark riechender Körper zu ermitteln. —

**Geographisches.**

— Dr. J. David, der Entdecker des Olapi, hat im April und Mai zwei Besteigungen des Kunjoro ausgeführt und ist dabei zu der größten Höhe gelangt, die bisher in diesem Gebirge erreicht worden ist: bis 5100 Meter. Der Kunjoro (Nunenzori), 1889 von Stanley entdeckt, ist ein massiger Gebirgsstock von 60 Kilometer Länge, aus dem eine Anzahl eisgepanzelter Spitzen herausstaren. Welche von ihnen die höchste ist und wie hoch sie ist, weiß man noch nicht, obwohl ein halbes Duzend Reisender sich an dem Gebirge versucht haben. Niemand von ihnen, und auch Dr. David nicht, vermochten eine Stelle zu gewinnen, von der sich ein Ueberblick über den ganzen Stock eröffnen hätte. Sir Harry Johnston, der im Osten etwa 4520 Meter hoch gelangte, meint, daß der Kunjoro höher ist, als der Kilimandscharo, also die höchste Erhebung Africas berge; doch ist das eben vorläufig nur eine Vermutung. Dr. David unternahm seine beiden Besteigungsversuche von Westen her, in zwei Thälern nördlich und in der Nähe der Linie, auf der Dr. Stuhlmann 1891 bis 4063 Meter gekommen war. Sein Standlager Alongo lag in 2200 Meter Höhe, sein letztes Lager während der zweiten Besteigung 4500 Meter hoch; von hier drang er noch weitere 600 Meter aufwärts über Schnee und Eis vor. Die Schneegrenze liegt an jener Seite in 4400 Meter Höhe, doch reichen die beiden Gletscherzungen, an deren Ende Dr. David gelangte, bis 4000 Meter herunter. Etwas unterhalb von ihnen fand er vier kleine, vom Gletscherwasser gespeiste Moränenseen auf, die zum Teil in moorigem Boden eingebettet liegen. (Einen fünften hatte schon Dr. Stuhlmann entdeckt.) Dr. David hat während der Besteigungen besonders geologisch und botanisch gearbeitet. Er bezeichnet den Kunjoro als ein reines Granit-, Diorit- und Diabasfettengebirge. Seine botanische Sammlung umfaßt über 100 Pflanzenarten und dürfte die reichhaltigste sein, die bisher am Kunjoro gesammelt wurde. Er unterscheidet im Westen am Gebirge 6 oder 7 Vegetationszonen, ähnlich, wie solche am Kilimandscharo festgestellt sind. Von den baum- und strauchartigen Gewächsen reicht die kräftige Senecio Johnstonii, ein Kreuzblütler von riesigen Dimensionen, am höchsten hinauf, bis zu 3900 Meter; sie wurzelt in einem schon bis 5 Centimeter gefrorenen Boden, und es macht einen eigentümlichen Eindruck, die große Pflanze aus dem dort häufig vorhandenen Reuschnee herausragen zu sehen. —

(„Frankfurter Zeitung“.)

**Technisches.**

ch. Ladevorrichtung für Massengüter. (Nachdruck verboten.) Für den neuen städtischen Hafen zu Breslau ist vom Grusonwerk in Magdeburg eine interessante Ladevorrichtung für Massengüter und schwere Einzelasten bis zu 30 Tonnen geliefert worden. Dieselbe ist auf der Spitze der Landzunge aufgestellt, die das eigentliche Hafensassin vom Oberstrom trennt, und zwar mit ihrer Hauptachse quer zu der der Halbinsel. Die Anlage besteht im wesentlichen aus einer 70 Meter langen Hochbahn, die aus zwei parallelen, 14 Meter von einander entfernten Hauptträgern mit je vier Stützen gebildet wird. Die Träger sind in Eisengitterwerk hergestellt, mit Windbersteifungen versehen, die Stützen auf schweren Granitsockeln errichtet, und die Höhe der Fahrbahn ist so bemessen, daß Schiffe selbst bei höchstem Wasserstande ohne Gefahr unter den über das Wasser hinausragenden Enden derselben passieren können.

Auf den Trägern der Hochbahn ruhen direkt die Schienen für den Lauftrah, der aus zwei parallelen, 14 Meter langen Trägern besteht, die an der einen Seite noch über die Gurte der Hochbahn verlängert sind und das Führerhäuschen tragen. Auf diesem 8,2 Meter breiten Lauftrah fährt die Kage,

die zu größerer Beweglichkeit noch um ihre eigne Achse drehbar ist und an acht Seiten vermittelst zweier durch eine Traverse verbundener Flaschen die Last hebt und senkt. Die Anlage wird meist zum Umladen von Steinkohlen auf die an beiden Seiten der Landzunge anliegenden Röhne benutzt, und für diese specielle Aufgabe sind noch besondere Vorrichtungen vorgesehen. Unter der mittleren Oeffnung der Hochbahn laufen drei Eisenbahngleise, auf deren mittelsten die beladenen Waggons mittels eines elektrischen Spills herangeholt werden, um dann auf eine Kippvorrichtung unterhalb des Lauftrahnes zu fahren. An die Stelle des Lasthafens tritt dann ein Kippkübel, der bequem 15 Tonnen Kohle faßt. Dieser Kübel legt sich beim Herabsinken in ein besonderes Lager der Kippplattform, diese kippt infolge des Uebergewichts des Kübels, und der Inhalt des Kübels entleert sich durch einen starken Schüß, der das Umlerschleudern von Kohlenstücken verhindert, in den Kübel. Dieser hebt sich wieder und wird nach dem Schiff gefahren, wo er sich durch eine untere, nur 1,3 Meter breite Oeffnung entleert. Die Plattform kehrt selbstthätig in die horizontale Lage zurück, der leere Wagon wird mittels einer Schiebebühne auf ein andres Geleise abgestoßen. Fünf Elektromotoren von insgesamt 110 Pferdestärken Leistung dienen zum Bethätigen der Anlage, der eine dient als Hub-, der zweite als Kippmotor, während die andern das Fahren des Lauftrahnes und das Fahren und Drehen der Kage besorgen.

Vorläufig ist die Anlage mit nur einem Lauftrah versehen. Doch ist es ohne weiteres möglich, auf die Hochbahn einen zweiten Lauftrah aufzubringen, so daß die Leistungsfähigkeit etwa auf das 1 1/4-fache steigen würde. Heute ist die Vorrichtung im stande, im normalen Betriebe in zehn Stunden etwa 75 Waggons Kohle zu je 15 Tonnen umzuladen. An Personal ist erforderlich: ein Mann zur Bedienung der Strahnanlage, ein zweiter für die Schiebebühne und das Spill, zwei für die Bedienung auf der Plattform und einer auf dem Schiff. Oberschleifische Kohlen vertragen kein hohes Stürzen, da sie durch Zerbröckeln bedeutend an Wert leiden — die eben geschilderte Vorrichtung zeichnet sich durch ganz besonders schonende Behandlung der Kohle aus. Die Kosten der gesamten Anlage mit Ausnahme des Preises für Grund und Boden betragen rund 150 000 M. —

W. R.

**Humoristisches.**

— Er hat recht. Lieutenant (im Stammlokal beim Frühjoppen): „Ober, zählen!“

Kellner: „3 Pilsner, macht 60 Pf.“

Lieutenant: „Hier sind 3 M. — ziehn Sie ab!“ Worauf zum Ergötzen der Tischgenossen der Kellner schmunzelnd davongeht. —

— Aus dem Examen. Professor: „Herr Kandidat, was wissen Sie mir von der Notfrist zu sagen?“

Der Examinand (stammelnd): „No . . . No . . . Notfri . . . (begeistert) In der Not frißt der Teufel Fliegen!“ —

(„Jugend.“)

**Notizen.**

— Der Pariser Sully Prudhomme-Preis ist Martha Dupuy, der Tochter des bekannten Bildhauers Eduard Dupuy, für ihre Gedichtsammlung „Plumenidyll“ verliehen worden. —

— Radium in den Gasteiner Heilquellen und in der Wiener Hochquellen-Leitung. Der Wiener Physiker Dr. S. Macho machte der dortigen Akademie der Wissenschaften folgende Mitteilungen: Auf Grund angelegter Experimente konnte nachgewiesen werden, daß die Gasteiner Quellen wenn auch nur geringe Mengen Radium enthalten, und zwar auch dann, wenn das Wasser in der Flasche aufbewahrt wird. Dr. Macho hat auch das Wiener Hochquellen-Wasser untersucht und gefunden, daß es in der gleichen Weise radiumhaltig sei und sich so verhalte, wie die Gasteiner Thermen. Allerdings ist die Menge des Radiums im Hochquellen-Wasser bedeutend geringer als in den Gasteiner Quellen. —

— Eine wissenschaftliche Anstalt für Fischerei wird demnächst am Müggelsee entstehen. Zunächst soll die schon bestehende biologische Station daselbst zu einem größeren wissenschaftlichen Institut ausgebaut werden, später gedenkt man ähnliche Centralanstalten auch in den Provinzen zu errichten. Am Müggelsee wird zu genanntem Zweck ein größeres Gebäude errichtet, die einmaligen Ausgaben sollen 150 000 M., die laufenden Jahresausgaben etwa 25 000 bis 30 000 M. betragen. —

— Sauerstoffseifen. Eine Art Seife, welche infolge des Freiwerdens von Sauerstoff beim Auflösen in Wasser bleichend und antiseptisch wirkt, aber im trockenen Zustande haltbar ist, haben, nach der „Technischen Rundschau“, Professor S. Giesler und Dr. G. Bauer in Stuttgart erfunden. Sie setzen zu gewöhnlicher Grundseife überborssäure oder überkohlensaure Salze (Natriumsuperborat usw.) Der Zusatz dieser sauerstoffreichen Körper geschieht entweder in gepulvertem Zustande oder teig- bzw. salbenartiger Form, in welche sie durch Verreiben mit glyzerinreichen Fettkörpern (Anolin, Balustrafungen, Vaselin, Paraffin) übergeführt worden sind. Die so erhaltenen Seifen sind unbegrenzt haltbar und von jeder ägenden Nebenwirkung frei, was besonders bei ihrer Anwendung auf Wolle und seine Gewebe, Horn, Borsten, Haare und Schwämme von Bedeutung ist. —